

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 201 (1922)

Artikel: Bruder Iucundus : Erzählung

Autor: Kessler, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bruder Tucundus.

Erzählung von Adolf Kessler.

Droben im Gebirge liegt einsam ein Dörfchen. Die braunen Hütten mit ihren Steindächern umdrängen das schlichte Kirchlein wie ein Häufchen Kinder, das sich um eine gute Mutter schart. Die Gegend ist rauh und unwirtlich; denn von hier aus beginnt der letzte Aufstieg zu den Facken und Hörnern, die mit ihrem Firnschnee weit in die Lande hinausleuchten. Das Völklein, das da lebte, war in allen Lebenslagen ruhig und gelassen, aber aufgeweckt und zähe, wenn es galt, einen Vorteil zu erfassen und an demselben festzuhalten. Auf Antrieb seines würdigen Pfarrherrn hin wollte es in geistiger Regsamkeit hinter keiner der größern Ortschaften drunten im Tale zurückstehen.

Es war die Zeit der Helvetik. Frisches Leben erwachte überall. Allerorts nahm man der Sache die Jugendbildung mit Eifer an die Hand. Dank der Einsicht und Arbeit des hochgebildeten und edlen Seelenhirten drangen die Wellenschläge jener Bewegung bis hinauf in das Bergidyll, wo man sich bis jetzt wenig um Bücher bekümmert hatte und noch viel weniger um das, was in denselben zu lesen stand. —

Nun wurde auch hier eine Schule eröffnet. Ein Lehrer erschien, ein junger, kräftiger Mann, der es im Heben und Tragen mit jedem Alpler aufnehmen konnte und sich damit bei den Alten schon in der ersten Woche in Respekt setzte. Er kam, um bei dem kleinen Volke, das man ihm unterstellt, mit ernstlichem Bemühen zu wirken und zu schaffen. Die Mädchen und Buben, zuerst etwas scheu und zurückhaltend, fühlten sich bald von ihm angezogen; denn er war zwar ernst, aber doch immer lieb und freundlich, und man merkte, daß er es von Herzen gut meine. Gerne schloß er sich an den Pfarrherrn an, der dann seinerseits auch seinen Freund, den jungen Lehrer, bewegte, an ihren Gesprächen und Disputationen teilzunehmen. Manche kleinere Bergtour blieb dem Andenken gesicherter durch die auf derselben geführte Konversation, als durch die landschaftlichen Schönheiten, die man im Schweizerlande auch anderswo in nämlicher Pracht erschauen konnte.

Und die kleine Marquise, die junge Dame im Alter von achtzehn Jahren? O, sie befand sich sehr wohl in diesen Bergen. Alle Erscheinungen der Alpennatur waren ihr neu. Ihretwegen, um ihrer Gesundheit

müht, in seinen freien Stunden durch grundlegende Bücher, die ihm der Pfarrherr lieh, die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen und zu einer Lebensanschauung zu gelangen, deren Richtigkeit er mit wissenschaftlichen Gründen beweisen könnte.

So lebte er einige Jahre in dem Dörfchen, beliebt von den Kleinen, geachtet von den Erwachsenen. Er verkehrte, ausgenommen die Zeit, wo er ihnen beim Einbringen des Heues bereitwillig an die Hand ging, wenig mit den Dorfbewohnern und häusste einsam für sich wie ein Einsiedler. Wie auch die Töchter der Gegend nach ihm ausschauten, er achtete wenig auf sie. Gleichgültig ging er an ihnen allen vorüber. —

Und nun auf einmal kam das Verhängnis. Vornehmer Besuch logierte sich in dem einzigen Gasthause ein. Der Wirt hatte allerlei zu bauen und einzurichten; denn der französische Marquis und dessen Tochter wollten den ganzen Sommer hier oben in der reinen Alpenluft verbleiben und erst mit Anbruch des Winters wieder nach Colmar, dem Hauptort der vornehmen Emigranten, zurückkehren. Der Marquis de St. Severe

ein sehr gebildeter Weltmann, der ziemlich geläufig deutsch sprach, empfand bald Langeweile und verlangte nach Gesellschaft. Er mußte, weil an Gesellschaft und geistreiche Unterhaltung gewöhnt, jemanden haben, mit dem er seine Gedanken austauschen könnte. Gerne schloß er sich an den Pfarrherrn an, der dann seinerseits auch seinen Freund, den jungen Lehrer, bewegte, an ihren Gesprächen und Disputationen teilzunehmen. Manche kleinere Bergtour blieb dem Andenken gesicherter durch die auf derselben geführte Konversation, als durch die landschaftlichen Schönheiten, die man im Schweizerlande auch anderswo in nämlicher Pracht erschauen konnte.

Und die kleine Marquise, die junge Dame im Alter von achtzehn Jahren? O, sie befand sich sehr wohl in diesen Bergen. Alle Erscheinungen der Alpennatur waren ihr neu. Ihretwegen, um ihrer Gesundheit



willen hatte man für den Sommer diesen Aufenthalt gewählt. Vorigen Winter in der Gesellschaft eingeführt, hatte ihre Gesundheit durch die vielen Bälle, wie sie die Emigranten veranstalteten und liebten, gelitten. Weil man den Reichtum des Herrn de St. Sévère in ganz Frankreich kannte, fehlte es der jungen und schönen Marquise schon bei ihrem ersten Auftreten nicht an adeligen Verehrern, die ihr mit echt französischer Höflichkeit und Lebhaftigkeit huldigten. Sie spielte mit ihren Bewerbern mit eben jener Leichtigkeit und Anmut und schien gegen die Liebe gefest zu sein. —

Und nun hier in diesem abgelegenen Bergdörfchen? Sie empfand bald Langeweile, denn nirgends fand sich ein Mensch, mit dem sie sich auf gewohnte Art unterhalten konnte. Nirgends war eine Persönlichkeit, die ihr Interesse fesselte, nirgends ein Anbeter, nirgends ein männliches Wesen, mit dem sich tändeln und spielen ließ. Da sah sie den jungen Lehrer, als er nach Wochen das erste Mal mit dem Pfarrherrn bei ihnen im Gasthause auf Besuch war. Das war also der „Einsiedlerreb“, von dem ihr Vater stets mit Freude sprach und behauptete, es sei an demselben ein Philosoph verloren gegangen, der das Zeug dazu gehabt hätte, bei höherer Bildung den jungen Schwarm französischer Enzyklopädisten in die Flucht zu schlagen. Sie bewunderte aber an ihm nicht die Geistesstärke, sondern war überrascht von der urwüchsigen Schönheit und Kraft und dem beinahe athletischen Bau des jungen Mannes, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, unter rauhen Dörflern als Schulmeister zu wirken, anstatt als Offizier im Dienste eines Königs von Frankreich bei den Damen sein Glück zu machen. Das war eine andere Gestalt als die Gedanken aus alter Familie, von denen sie in Kölmar umkreist wurde. Alles an ihm war neu, kraftvoll und unverbraucht. Und er verstand ein wenig französisch, gerade genug, um sich mit ihr unterhalten zu können. Er musste ihr Sprachlehrer werden; denn die deutsche Sprache erschien ihr auf einmal so schön, so interessant. Papa gab es zu, und nun begann ein reger Verkehr zwischen den jungen Leuten, wobei der Lehrer, dem wohl Weltweisheit eigen, das Wesen der Kavalierie aber gänzlich unbekannt war, in kurzer Zeit die klare Überlegung verlor. Sein verändertes Benehmen konnte nicht verborgen bleiben, am wenigsten seinem treuen Freunde, dem Pfarrherrn. Als ihn der Lehrer einmal besuchte, blätterte er einen Augenblick in der heiligen Schrift und wies dann im Buche Sirach mit dem Finger auf die Stelle, die der junge Mann lesen sollte. „Hüte dich vor dem fremden und falschen Weibe, das dir glatte und süße Worte gibt.“ — Der Lehrer wurde blutrot im Gesicht und ging ohne Gruß von dannen. Er sah sich durchschaut, fühlte sich beschämmt, konnte aber der Flamme nicht mehr wehren, die ihm im Herzen loderte. Er hatte noch nie geliebt; sein Vertrauen war noch nie getäuscht worden. Sein ruhiges, logisches Denken hatte ihn verlassen. Er übersah die Kluft, die ihn von Fleure trennte. Die Mücke flattert um das Licht. Sie weiß nicht, daß sie daran verbrennt. —

„Fleure, du treibst ein törichtes Spiel mit unserm

jungen Freund,“ sagte der Marquis de St. Sévère eines Tages zu seiner Tochter. — „Dass mich gewähren, Papa. Es macht mir Vergnügen, und wenn wir wieder in Kölmar und gar weiter in Paris sind, ist ja alles vorüber.“

„Eh bien, meine Liebe! Doch hüte selber Dein eigenes Herz! Denn an eine Verbindung — — —“

Fleure hielt sich schalkhaft die Ohren zu und unterbrach den Vater mit den Worten: „Aber Papa, beleidige mich nicht. Ich weiß doch selber, was ich unserm Adel schuldig bin.“ — Damit war auf dieser Seite die Angelegenheit erledigt. —

Der Herbst rückte heran. Der Buchenwald ob dem Dörfchen schmückte sich zum Sterben. „Wir haben einen schönen Sommer verlebt, Fleure, ich denke, es ist Zeit heimzukehren.“ — „Reisen wir, Papa.“ entgegnete die junge Marquise; denn in ihrem Herzen war der Glast, den der Lehrer für Sonnenlicht hieß, vergessen. — Schon am andern Morgen zogen sie fort. Ohne ein Wort des Abschiedes verließ Fleure den Mann, der für sie in den Tod gegangen wäre. —

Als die Kinder am folgenden Tage, es war Montag nach Michaeli, in die Schule kamen, war auch der Lehrer fort. Niemand wußte, wohin er sich gewandt.

„Er hat sich ein Leid angetan,“ jammerten die Frauen, denen der Pfarrherr begegnete.

„Nein, das hat er nicht und wird es nicht tun. Sein Glaube und seine Seele sind zu stark. Wer seinen Geist jahrelang an meiner Seite an den Werken der alten Philosophen geschult hat, geht um eines falschen Weibes willen nicht zugrunde. Er wird sich durchringen und mag er auch jetzt aus Angst vor Beschämung an das Ende der Welt geslohen sein.“ So redete der wackere Seelenhirte und schritt dann seines Weges weiter zum Kirchlein, wo er beim heiligen Opfer dem verschwundenen Freunde ein andächtiges Memento weiste. —

„In wilden Stößen fuhr der Westwind gegen die Mauern des Hospizes. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel, trieben gegen die Spitzen und Hörner der Hochalpen und zerrissen sich in phantastisch geformte Tezzen. Es begann zu nachten. Bruder Zucundus, ein kräftig gebauter Mann, dem der Habit etwas Riesenhaftes verlieh, trat vor die Pforte und ließ seinen Blick über die grauen Felsen der Umgebung und über die drohenden Wolkengebilde schweifen.

„Gnade Gott den armen Reisenden, die heute über den Berg wollen! Wenn mich die Erfahrung langer Jahre nicht trügt, so werden wir diese Nacht einen Schneesturm erleben, wie wir ihn noch selten gesehen.“ Dann schloß er die schwere Eichentüre und lehrte in das Refektorium zurück.

„Wie steht's draußen, Bruder Zucundus?“ fragte ihn einer der Brüder.

„Bös, sehr bös,“ war die Antwort. „Es wird notwendig sein, die Hunde recht tüchtig zu füttern. Am Morgen gleichender Sonnenschein, und nun das drohende Unwetter. Gewiß werden Reisende auf dem Wege sein. Sie sind verloren, wenn wir ihnen nicht Hülfe bringen und uns zeitig dazu bereitmachen.“

Man nickte ihm Beifall. Einige der Mönche und Brüder erhoben sich vom Sitz an den wärmenden

Flammen des Kamins. Sie kannten ihre Aufgabe und wollten keinen Augenblick säumen, ihre angelobte Pflicht zu erfüllen. Es waren alles Männer, einfach und abgehärtet und an Gehorsam gewöhnt. Jeder war bereit, auf dieser wilden Höhe sein Leben für das seiner Mitmenschen einzusezen, gern und ohne Klagen. Der Sturm begann in verdoppelter Stärke zu heulen. Das Unwetter war da. Man ließ die Hunde heraus, große, starke Tiere von edler Rasse, mit treuen, klugblickenden Augen und begabt mit einem starken Geruchssinn, mit dem sie viel eher als die Menschen wittern, wo sich unglückliche Reisende in Not und Angst befinden und sich schon auf den Tod gefaßt machen. Mit lautem Gebell stürzten sie hinaus, begleitet von Bruder Jucundus und seinen nicht minder mutigen Gefährten. Mit Spaten und Schaufeln folgten sie den Hunden. Nach ungefähr einer Stunde hielten dieselben an und begannen im Schnee zu scharren. Die Männer fingen an zu graben und verdoppelten ihre Anstrengungen, als sich unter der dichten, weißen Decke ein schwaches Aechzen vernehmnen ließ. Die Gestalt eines älteren Mannes kam zum Vorschein. Leblos lag der Unglückliche da.

Einige Tropfen vom scharfen Effenz brachten ihn aber bald wieder zum Bewußtsein. Er schlug die Augen auf und schaute verwundert um sich, war aber noch nicht fähig, zu sprechen. —

Neuerdings begannen die Hunde zu scharren. Es mußte noch ein Mensch gerettet werden. Man grub nach und fand einige Schritte seitwärts eine Frauensperson. Bruder Jucundus leuchtete ihr ins Angesicht und erleichterte. Er hatte die Halbtote erkannt.

„Meine Frau,“ rührte der Unglückliche, den man vorher gerettet. Dann schloß er die Augen wieder.

In Bruder Jucundus schien plötzlich noch einmal so viel Kraft als sonst gefahren zu sein.

„Auf, auf, Brüder! Nicht verzagt! Bringen wir die Beiden nach dem Hospiz! Hoffentlich gelingt es, auch die Frau noch zu retten!“ — Man tat es mit vieler Mühe. Dann wandte man bei dem Manne, der seiner Sprache nach ein Franzose zu sein schien, alle Mittel an und hatte die Freude, ihn bald wieder so weit herge-

stellte zu sehen, daß man ihn in ein warmes Bett bringen konnte. Er war dem Tode entronnen. Die Frau hingegen, ein blasses, zartes Geschöpfchen, dem aber Kummer, Not und starke Lebensschicksale auf dem blassen, abgehärmten Gesichtchen geschrieben standen, wollte immer noch nicht zum Leben erwachen. Endlich ein Atemzug! „Jetzt ein zweiter und dritter! Schnell etwas warmen Wein!“ befahl Bruder Jucundus. Man eilte, seinem Worte nachzukommen. Er befand sich allein bei der mit dem Tode Ringenden, sie mit wehmüthiger Miene betrachtend.

Sie schlug die Augen auf, schaute um sich und erkannte, — man sagt ja, daß bei Sterbenden die Erinnerungskraft geschärft sei — auch den Mann, der sich so sehr um ihr Leben bemühte.

— „Du! Du bist es? Vergib mir!“ Sie reichte ihm die Hand und schaute ihn mit einem siebenlichen Blicke an. — „Ich habe Dir schon lange verziehen, Fleure!“ Dann schloß sie die Augen, um nie mehr zu erwachen. Als die Brüder mit dem Weine kamen, war die Fremde tot. Ein heiteres Lächeln ruhte auf ihren Lippen. — Zwei Tage nachher bettete man sie zur Ruhe. Bruder Jucundus setzte ein schlichtes Holzkreuz auf ihr Grab. Dann waltete er

seines Amtes wie zuvor. Der Mann hatte sich während der verflossenen zwei Tage so weit erholt, daß er nach der Beerdigung seiner Frau die Reise fortfahren konnte. Er war ein französischer Marquis von altem Namen wie der Marquis de St. Sévère, aber so heruntergekommen, daß er sein Leben als Falschspieler fristete und als Abenteurer von Land zu Land zog. Ohne eine Träne zu vergießen, sah er zu, wie man die Frau, die ihr Geschick an das seine gefettet hatte, in die Erde versenkte. Er fühlte sich von einer schweren Last befreit.

Bruder Jucundus harrte bis zu seinem Tode an dem schweren Posten aus, ein Held in Schnee und Sturmgebräu, der Retter von mehr als hundert Reisenden. Fröhlich und zufrieden lebte er noch als Greis seinem Tagewerk auf wilder Bergeshöhe. Er hatte der irdischen Liebe entsagt, um sich mit allen Kräften der göttlichen Liebe zu widmen, jener Liebe, die sich überall da kundgibt, wo es gilt, Not und Elend zu lindern. —

